

Wohnen in Japan

Es gibt heutzutage in fast jeder Großstadt in Westeuropa einen oder mehrere Futon-Läden, in deren Schaufenster man den ‚japanischen‘ Wohnstil betrachten kann. Die dort gezeigte Ästhetik der erhabenen Schlichtheit spielt zwar auch in Japan eine wichtige Rolle, aber sie ist nur eines von vielen Gesichtern, die das Wohnen in Japan von sich zeigt.

Es gibt ein ähnliches Phänomen im Bereich der Esskultur: Das japanische Fischgericht Sushi, das Leichtigkeit, luxuriöse Schlichtheit, Klarheit und Gesundheit verkörpern soll, gilt in den USA und in Europa als Repräsentant der japanischen Küche. Diese Art des Essens ist zwar auch in Japan beliebt, aber sie zeigt nur eine Seite der vielfältigen Esskultur und es ist leicht, ein japanisches Gericht zu finden, das der Ästhetik von Sushi geradezu widerspricht, wie zum Beispiel der „Katsu-Karee“ (Wienerschnitzel auf Reis, dazu Curry-Soße), der „Pizza-Man(ju)“ (Chinesischer Dampfknödel, gefüllt mit allem Möglichen, das normalerweise auf einer Pizza liegt) oder der Pfannkuchen „Okonomiyaki“, in den man im Prinzip alles hineintun darf. Mayonnaise, braune Soße und Pulver aus Seetang verschmelzen darin miteinander; sowohl Tintenfisch als auch Rinderfilet befinden sich darin. Dieser Pfannkuchen schmeckt viel besser, als man es sich anhand meiner Beschreibung

vorstellt und er wird in Japan viel öfter gegessen als Sushi. Es ist auch nicht etwa so, dass Sushi von reicheren Menschen, von kritischen Intellektuellen oder von jungen, alternativen Leuten gegessen wird, der Pfannkuchen hingegen das Essen der ‚einfachen‘ Leute ist. Ebenso wenig kann man behaupten, dass Sushi zu der ‚guten, alten‘ Tradition gehört, während die anderen Gerichte unter einem ‚bösen‘ ausländischen Einfluss entstanden sind. Der Anthropologe Kunio Yanagita schreibt, dass die heutige Form von Sushi – wie auch viele andere japanische Gerichte – keine besonders lange Tradition hat. Was das Essen betrifft, gab es in Tokyo in den letzten hundert Jahren sehr schnelle Veränderungen. Die Bewohner der Stadt interessierten sich dafür, stets neue Geschmacksrichtungen auszuprobieren und in die eigene Küche einzuführen.

Ähnlich verhält es sich mit den Wohnungen. Die elegante Klarheit im Schaufenster eines Futon-Ladens entspricht dem Sushi, die meisten Wohnungen in Tokyo ähneln aber eher dem Okonomiyaki. Den reinen Tatami-Boden sieht man dort nur noch selten. Wo es ihn noch gibt, ist er meistens halb mit einem pseudo-persischen Teppich bedeckt und veraltete und neue Walk-„Männer“, Gameboys und Tamagotchis liegen zwischen den verschiedensten Sitzgelegenheiten herum. Ein Esstisch im europäischen Stil steht neben dem niedrigen japanischen Wintertisch „Kotatsu“. Neben dem Hausaltar steht ein Fernseher, darüber hängt eine bayerische Kuckucksuhr. In jeder Ecke stapeln sich halb durchsichtige Plastikkästen, in denen Klamotten, Handtaschen, Bücher, Spielzeug und andere Dinge aufbewahrt werden. Vor dem Wohnungseingang stehen mindestens fünfzehn Regenschirme, weil man sich oft unterwegs einen sogenannten „Einweg-Regenschirm“ kauft, den man dann aber

doch nicht sofort wegwirft. Der Kapitalismus zwingt die Menschen, schnell und viel zu konsumieren, aber man kommt mit dem Wegwerfen nicht schnell genug hinterher. Selbst für diejenigen, die nicht umweltbewusst sind, ist es unangenehm, zu oft Dinge wegzuworfen. Es gibt sehr wenige Secondhand-Läden in Japan, man kauft lieber neue Produkte, selbst wenn sie von schlechterer Qualität sind. Eine enge Wohnung ist also bald überfüllt mit den Gespenstern vergangenen Kaufrausches.

In Deutschland wird der Kaufrausch auf verschiedene Weisen gebremst: Man schätzt zum Beispiel die Haltbarkeit eines Produktes. Man kauft sich lieber teurere Produkte, wenn es heißt, sie seien haltbar. Und wenn diese Produkte trotzdem schnell kaputtgehen, kauft man nie wieder etwas Ähnliches. Auch oder gerade die Menschen, die sich stets nach einer gesellschaftlichen Veränderung sehnen, hassen technische Entwicklungen und behalten gerne alte Häuser und Möbel. Für die Umwelt ist diese Haltung sicher besser.

In Japan sind die verschiedenen Arten gesellschaftlicher Reformen zumindest für die Mehrheit kein erstrebenswertes Ziel, während der schnelle Wechsel aller Dinge, die man um sich hat, sehr begehrt ist. Oft erzeugt nicht der Besitz eines Gegenstandes, sondern der Akt des Kaufens Befriedigung. Werbung kitzelt ununterbrochen die Kauflust der Passanten.

Auch die Tradition des Schenkens ist für die Enge in den Wohnungen verantwortlich. Im Herbst und im Frühling werden offizielle Geschenke ausgetauscht und bei Hochzeiten, Beerdigungen oder Todestagen werden an alle Besucher Geschenke verteilt. Das sind oft sperrige Kästen mit Geschirr, Vasen und anderen Dingen, die man dann doch nicht gebrauchen kann. Die Kästen werden oft in einer Ecke der Wohnung oder in den

Vergleich

Wandschränken gestapelt. Einmal fragte ich eine meiner Freundinnen in Tokyo, warum sie diese Geschenke, die ihr Platz wegnehmen, nicht wegwerfe. Das Geschirr zum Beispiel würde sie niemals benutzen und von den meisten Geschenken wusste sie nicht einmal, bei welcher Gelegenheit sie sie bekommen hatte. Sie war aber trotzdem über meine Frage etwas entsetzt und antwortete, sie wolle diese Dinge nicht aussortieren, weil sonst eine unangenehme Reinheit ihre Wohnung beherrschen würde. Es sei für sie schon schrecklich genug, dass die Gesellschaft die Menschen aussortiere, die unnütz oder unschön erscheinen. Bei ihr dagegen dürfe auch hässliches, unpraktisches und kaputtes Geschirr bleiben, ohne die Angst haben zu müssen, je aussortiert zu werden. Es sei Schicksal, wenn ein Ding in eine Wohnung hineinkomme. Deshalb solle man es nicht mit Gewalt vernichten. Wer ihr etwas geschenkt hatte, spielte für sie keine Rolle. Ebenso unwichtig war, ob sie ein Geschenk je gebrauchen konnte.

Vor ein paar Jahren stand ein Buch mit dem schlichten Titel „Suteru“ (Wegwerfen) auf der Bestseller-Liste. In dem Buch wird erklärt, wie man sich leichter von den Dingen trennen kann. Kurz danach fand man auf der Bestseller-Liste ein anderes Buch mit dem Titel „Sutenai“ (Nicht Wegwerfen). Wegwerfen oder nicht wegwerfen: Das scheint im Hinblick auf das Wohnen in Tokyo die wichtigste Frage zu sein.

Die bewohnbare Fläche von Japan ist zwar im Verhältnis zur Einwohnerzahl nicht besonders groß, aber wenn alle Orte ungefähr gleichmäßig bewohnt wären, gäbe es keinen Platzmangel. Trotz der schwierigen Naturbedingungen in vielen Gebieten wäre es theoretisch möglich, viel mehr Wohnraum für den Einzelnen zur Verfügung zu stellen.

Die Bevölkerungskonzentration in Tokyo und in Osaka/Kyoto ist aber nicht nur das Ergebnis einer falschen Politik. Schon in der Steinzeit war das Gebiet, das dem heutigen Tokyo entspricht, relativ ‚dicht‘ bewohnt, als gäbe es dort eine magische Anziehungskraft. Für die Menschen, die in Tokyo geboren und aufgewachsen sind wie ich, ist die belebende Konzentration dieser Großstadt trotz aller Schwierigkeiten attraktiver als das ruhige Leben in einem großen Haus auf dem Lande. Sie klagen und stöhnen zwar immer wieder, wie eng und chaotisch ihre Wohnungen seien, man hört aber in der Klage oft einen kleinen Genuss am vollgestopften Nest.

Ab und zu hatte ich Gelegenheit, zwei, drei Monate in einer Wohnung in einem anderen Land zu verbringen, die viel größer war als meine eigene. Diese Wohnungen waren hell und geräumig, vor allem aber waren sie wunderbar leer, da ich meine Bücher und andere Dinge nicht dabei hatte. Ich fühlte mich sehr wohl in diesen Wohnungen und empfand es als schön, so viel Raum für mich zu haben. Gleichzeitig bemerkte ich, dass die Größe des Zimmers für das Schreiben keine Rolle spielt. Es kann ein vollgestopft, kleines Zimmer sein oder ein trostloses Hotelzimmer, es kann sogar auch ein Zugabteil oder der Wartesaal eines Bahnhofs sein: Egal, wo ich bin, um zu schreiben, muss ich die Energie in einer kugelförmigen Sphäre sammeln, die sich um meinem Körper bildet und diese Sphäre ist nie groß, selbst wenn das Schreibzimmer riesig ist.

Und wie ist es mit der Wohnung als Ort für Freundschaft? In Tokyo lädt man selten Freunde zu sich nach Hause ein. Das hat mehrere Gründe. Viele Japaner sitzen gerne in einer größeren Gruppe zusammen und die Wohnungen sind dafür meistens zu eng. Außerdem sind die Privathäuser von der Stadtmitte aus in

alle Himmelsrichtungen verstreut. Wenn ich meine Kommilitonen zu mir nach Hause einlud, was selten passierte, mussten sie abends noch 30 bis 40 km mit der S-Bahn nach Hause fahren.

Die Wohnung hat in Japan auch nicht die Funktion, das Privatleben eines Menschen darzustellen. In der Schweiz oder in Deutschland ist die Wohnung eine Art Installation. Man sieht in der Wohnung, was für Bücher ihr Bewohner liest, was für Reisen er gemacht hat, wie er mit Geld umgeht usw. Früher habe ich gedacht, es sei ungemütlich, in einer Installation zu wohnen. Der Raum, den ich gerne anschau oder den ich anderen gerne zeige, ist ein anderer als der Raum, in dem ich mich gerne befinde. In ersterem spielt die optische Schönheit eine große Rolle, während in letzterem eine Art Körpergefühl wichtiger ist. Aber anscheinend ist es damit ähnlich wie mit der Auswahl der Kleidung: Eigentlich ist es schwierig, ein für mich bequemes und erfreuliches Kleidungsstück zu finden, das gleichzeitig in der Öffentlichkeit meinen Lebensstil darstellt. Aber im Laufe des Lebens findet man irgendeinen Mittelweg. Auch eine Wohnung, die man den anderen zeigt und in der man gleichzeitig wohnt, ist ein Kompromiss zwischen einer Installation und einem privaten Raum.

Als der Walkman auf den Markt kam, las ich einen Artikel in einer Zeitschrift, der erklärte, warum dieses Produkt eine Marktlücke fülle: Ein junger Angestellter in Japan besaß neben vielen Schallplatten auch noch über hundert Musikkassetten, aber er verbrachte durchschnittlich nur acht Stunden pro Tag zu Hause. Das heißt, er hatte dort nur Zeit zum Schlafen. Er brauchte also eine Möglichkeit, auf dem Weg zur Arbeit seine Kassetten zu

hören. Da es in Tokyo kaum möglich ist, mit dem Auto zur Arbeit zu fahren, hat man ein Gerät entwickelt, mit dem man in der S-Bahn Musik hören kann. Dadurch wurde die S-Bahn ein Stück Wohnraum.

In der Tat kann man sich die Frage stellen: Wo wohnt in Wirklichkeit ein Mensch, der um 7 Uhr aus dem Haus geht, von 9 Uhr bis 20 Uhr im Büro, bis 22 Uhr mit Kollegen oder Freunden zusammen in einer Kneipe sitzt und erst um 0 Uhr wieder zu Hause ist? Ich würde sagen, er wohnt in den eigenen vier Wänden, die aber unsichtbar sind. In seiner „Wohnung“ wohnt er nicht. Wer in Tokyo schon einmal morgens mit einer vollen S-Bahn gefahren ist, kennt die eigenartige Stille und ‚Menschenlosigkeit‘ im überfüllten Waggon. Jeder zieht sich zurück in die eigene Haut und liest in winzigen Taschenbüchern, hört Musik, träumt oder schläft. Die Menschen befinden sich in einem imaginären Privatraum, der die Erweiterung ihrer Haut ist.